

Format de citation

Schwerhoff, Gerd: Rezension über: Dagmar Freist (ed.), Diskurse – Körper – Artefakte. Historische Praxeologie in der Frühneuzeitforschung, Bielefeld: Transcript-Verlag, 2015, in: Zeitschrift für Historische Forschung (ZHF), 43 (2016), 3, S. 575-577, DOI: 10.15463/rec.2144006825



copyright

Cet article peut être téléchargé et/ou imprimé à des fins privées. Toute autre reproduction ou représentation, intégrale ou substantielle de son contenu, doit faire l'objet d'une autorisation (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Logik strukturbildender Kommunikation nicht ohne weiteres zu beugen scheint. Dabei erlaubt die große ‚Flughöhe‘ dem Autor, sich auf empirische Belege zu konzentrieren, die gut in das Konzept integrierbar sind. Im Ergebnis kommt die kommunikationstheoretische Analyse in ihren Beschreibungen an manchen Stellen denjenigen traditionellen Modernisierungsnarrativen bedenklich nahe, die mit guten Gründen in den letzten Jahrzehnten sehr kritisch diskutiert worden sind. Die große Varianz und Unübersichtlichkeit frühneuzeitlicher Politik und Gesellschaft wird nur gelegentlich aufgerufen, etwa wenn es heißt, unter der „mehr oder minder beruhigten Oberfläche“ der skizzierten „Verstaatlichung von Herrschaft“ habe „weiterhin ein Meer der tagtäglichen Konfrontation von Herrschaftsansprüchen“ und eine „Vielzahl von Herrschaftsträgern“ existiert (298). Genau dieses unübersichtliche Meer hat ja die neuere Frühneuzeitforschung konzeptuell zu kartographieren gesucht, während im vorliegenden Buch hintergründig, in systemtheoretischen Gewand, die glatte Oberfläche des Absolutismus die zentrale Orientierungsmarke zu bleiben scheint. An anderer Stelle wird die neuere Forschung zur Policy auf die Formel gebracht, sie habe den seit Mitte des 16. Jahrhunderts „ungebremsen Willen territorialer Obrigkeiten“ dokumentiert, „die Gesellschaft und ihre Ordnung einem engen Raster schriftlicher Normierung zu unterwerfen“ (319). Dabei lässt der Autor in wenigen Sätzen die Entwicklung fortschreiten zur „tabellarischen Gesellschaft [...], die dann als Quasi-Objekt wiederum zum Gegenstand von schriftgesteuerten, verfahrensmäßig hervorgebrachten Entscheidungen werden konnte“. Das ist eine atemberaubend schnelle Tour über die Höhenkämme, die für die komplexen Befunde der neueren Forschung über Genese, Geltung und Reichweite der Policyordnungen keinen Blick hat. Die Frage, ob es sich hier um perspektivische Verknapungen handelt, die zur Gewinnung neuer Erkenntnisse notwendig in Kauf zu nehmen sind, oder nicht doch um (jedenfalls partiell) unzulässige Verkürzungen, wäre differenziert zu diskutieren. Derartige Diskussionen anzuregen dürfte nicht das geringste Verdienst des vorliegenden Buches sein.

Gerd Schwerhoff, Dresden

Freist, Dagmar (Hrsg.), *Diskurse – Körper – Artefakte. Historische Praxeologie in der Frühneuzeitforschung* (Praktiken der Subjektivierung, 4), Bielefeld 2015, transcript, 407 S. / Abb., € 39,99.

Praxistheoretische Zugänge haben in der Geschichtswissenschaft Konjunktur, wie nicht zuletzt die entsprechende thematische Ausrichtung der 10. Arbeitstagung der AG Frühe Neuzeit im Historikerverband im Jahr 2013 belegte. Die Tagungsdokumentation dazu wurde im gleichen Jahr publiziert wie der zu besprechende Sammelband, und die Schnittmenge der Autorinnen und Autoren ist groß. In einer knappen, aber pointierten Einleitung skizziert Dagmar Freist die Zielsetzung ihres Unternehmens: Die titelgebenden Forschungsfelder der Diskursgeschichte, der Körpergeschichte und der Geschichte der Dinge, die scheinbar zunächst wenig miteinander zu tun haben, sollen in die gemeinsame Perspektive einer historischen Praxeologie gerückt und somit verknüpft werden. Fluchtpunkt der gemeinsamen Denkbewegung soll es weiterhin sein, jenes heterogene „set of doings and sayings“ (Schatzki) zu nutzen, um die neuzeitliche Subjektwerdung besser zu konzeptualisieren, nachdem das alte Burckhardt'sche Narrativ von der „Entstehung des neuzeitlichen Individuums“ längst dekonstruiert wurde. Damit knüpft das Unternehmen an das Konzept des Oldenburger Graduiertenkollegs „Selbst-Bildungen“ an, aus dessen Kontext die Hälfte der Autor/-innen stammt. Schließlich wird in der Einleitung ein mikrohistorisches Verfahren, die Ver-

kleinerung des Beobachtungsmaßstabs, als bevorzugtes Format für die historische Untersuchung sozialer Praktiken benannt.

Damit ist ein höchst anspruchsvolles Forschungsprogramm formuliert, das die folgenden vierzehn Beiträge zu sehr unterschiedlichen Themen anleiten soll. Sie können hier nur stichwortartig genannt werden. In der ersten Sektion „Diskurse“ geht es um „ärztliches Self-Fashioning“ von gelehrten Medizinern (Michael Stolberg), um die Subjektbildung eines jüdischen Offiziers im Vormärz im Spiegel seiner Autobiographie (Nikolas Buschmann), um die brieflichen Verhandlungen über die – letztlich gescheiterte – Gründung eines Kaufmannsunternehmens (Lucas Haasis), um die Rekonzeptualisierung der frühneuzeitlichen Ständegesellschaft als einer „relationalen Gesellschaft“ (Marian Füssel), um den Einfluss von Reisepraktiken auf frühneuzeitliche Konversionsentscheidungen (Constantin Rieske) sowie um Subjektivierung im Spiegel katholischer Mirakelbücher (Eva Brugger). Drei Aufsätze enthält die zweite Sektion „Körper“, nämlich eine Fallstudie zu einer vorgetäuschten Schwangerschaft bzw. Totgeburt im Jahr 1596, die bis zur Scheinbeerdigung von selbstgefertigten Puppen reichte (Christina Beckers), eine Analyse der Körperpraxis in den Briefen der selbstbewussten Liselotte von der Pfalz (Mareike Böth) und die mikrohistorische Lektüre zweier Briefe eines französischen Beamten, der auf Martinique 1802 an Gelbfieber erkrankte (Annika Raapke). In der dritten Sektion „Artefakte“ untersucht Mikael Alm die Antworten auf die Preisfrage nach der Sinnhaftigkeit einer schwedischen Nationaltracht als „social imaginary“ einer Gesellschaft im Übergang; Frank Schmeckel entwirft eine breites Panorama kollektiver Selbstbildungsfaktoren der ländlichen Elite der „Hausleute“ in Nordwestdeutschland; Beverly Lemire beobachtet die katalysatorischen Effekte des Imports indischer Baumwollstoffe vergleichend für das frühneuzeitliche Japan und England; Meg Williams rekonstruiert die physischen und materiellen Settings administrativer Praktiken der habsburgischen Kanzlei zur Zeit Ferdinands I.; Dagmar Freist schließlich entwirft eine praxistheoretische Lesart von Interaktionen im atlantischen Kolonialgefüge auf der Basis von Privatkorrespondenzen des 18. Jahrhunderts, die als Prisengut im Londoner Archiv gelandet sind.

Die Fallhöhe eines Sammelbandes, der dezidiert unter einer konzeptuell-theoretischen Flagge segelt und auf eine thematische Fokussierung völlig verzichtet, ist schwindelerregend. So sind unvermeidliche Abweichungen und Uneinheitlichkeiten zu konstatieren. Etliche Beiträge sind nicht mikrohistorisch angelegt, und auch Bezüge auf die Praxistheorie sind nicht überall expliziert. Das muss den entsprechenden Beiträgen nicht zum Schaden gereichen, denn umgekehrt stehen die Ausführlichkeit und die Subtilität theoretischer (Vor-)Überlegungen nicht immer in einem gesunden Verhältnis zur Interpretation des historischen Materials. Gelegentlich müssen so auch die interessantesten Quellenbefunde unter der Last konzeptueller Überdeterminierung in die Knie gehen, ganz abgesehen von den Redundanzen in der Ausbreitung des theoretischen Settings, die bei der seriellen Lektüre gerade der Beiträge aus Oldenburger Federn offenkundig werden. Nicht in allen Fällen wird weiterhin deutlich, ob und wie praxeologische Ansätze tatsächlich „neue Erklärungsangebote“ bieten bzw. als „Wegweiser“ für die Forschung (87) fungieren können. Nicht selten hatte der Rezensent das Gefühl, dass die Theorie eher zur mehr oder minder geistreichen Um- oder Neuetikettierung bekannter Tatbestände dient, etwa wenn eine ausbleibende Schwangerschaft einer Frau auf den „Eigensinn ihres Körpers“ hindeutet (192) oder die „Bodenbeschaffenheit als Aktant im Sinne Latours“ firmiert (294). Durchaus nicht nur ihre eigene Forschungsperspektive formuliert nach meinem Eindruck Mareike Böth, wenn sie ihren einleitenden Theorieteil mit den Worten beschließt: „Diesen theoretisch-konzeptionellen Überlegungen möchte ich mich im Folgenden am Beispiel der

Briefe der Kurprinzessin [...] annähern“ (228). Theorie scheint hier nicht mehr die Aufgabe zu haben, empirische Befunde zu erschließen – offenkundig soll die Empirie vielmehr umgekehrt dazu dienen, die Theorie zu beglaubigen. Alles in allem erscheint mir die Bilanz des Bandes als Gemeinschaftsunternehmen deshalb eher durchwachsen. Allerdings sollte dieses Urteil nicht einer positiven Würdigung der vielen materialreichen und originellen Einzelaufsätze im Wege stehen, die das Unternehmen letztlich doch wieder in einem freundlicheren Licht erscheinen lassen.

Gerd Schwerhoff, Dresden

Leibsohn, Dana / Jeanette F. Peterson (Hrsg.), *Seeing across Cultures in the Early Modern World*, Farnham / Burlington 2012, Ashgate, XVII u. 265 S. / Abb., £ 95,00.

„Seeing across Cultures“ ist ein ungewöhnlich anregender Sammelband, der insgesamt zehn Beiträge zur Geschichte von Sehen und Wahrnehmung versammelt, die einen weiten globalhistorischen Bogen von der japanischen Edo-Periode über Akbars Mogulreich, das frühneuzeitliche Europa, Westafrika und Ägypten im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert bis zu verschiedenen historischen Konstellationen im kolonialen Lateinamerika schlagen. Hervorgegangen aus Beiträgen einer Tagung zur Visualität in der Frühen Neuzeit im Jahr 2008 setzt sich der Band mit Fragen nach dem Gesehenen wie dem Unsichtbaren, aber auch der wachsenden Autorität des Sehens vom späten 15. bis zum (frühen) 19. Jahrhundert auseinander. Ausgehend von der mittlerweile breit abgestützten Einschätzung, dass das Sehen und die damit verbundenen Blickregime („vision and sight“) kulturelle Konstruktionen sind, nimmt der Band auf sehr interessante Weise die Auswirkungen transkultureller Begegnungen und Austauschbeziehungen in den Blick und interessiert sich für die bisweilen geradezu turbulenten Entwicklungen des frühmodernen Sehens.

„Seeing across Cultures“ fragt nach den Möglichkeiten und Grenzen von Sehvermögen, Einbildungskraft und Blick(regim)en in der frühmodernen Welt. Der Band interessiert sich dafür, wie die europäische (politische) Expansion, der transkulturelle Handel, wissenschaftliche Forschungen und Entdeckungen, aber auch unterschiedliche religiöse Praktiken bislang Unbekanntes sichtbar werden ließen. Er möchte damit auch einen Beitrag dazu leisten, die bislang vor allem auf die Moderne fokussierte Forschung zu erweitern. Dass er hierfür ganz explizit nach Alterität fragt und Erfahrungen aus anderen Weltteilen mit denjenigen aus Europa verknüpft, führt zu besonders interessanten und immer wieder überraschenden Einsichten. Dabei geht es den Beiträgern und Beiträgerinnen nicht darum, einmal mehr dichotome Konstruktionen zu wiederholen. Stattdessen setzen die verschiedenen Beiträge auf unterschiedliche theoretische Konzepte im Umgang mit frühmoderner Visualität und argumentieren dafür, produktive Vergleichskonstellationen zu nutzen, um über eine „Geographie des Sehens“ hinauszukommen, die Europa unhinterfragt zum Zentrum der Entwicklung macht.

Der Band ist in drei Bereiche organisiert. Teil I diskutiert unter dem Titel „Perspektive und Mimesis“ die Wirkweisen und die Überzeugungskraft katholischer Bilder, die – intensiv dem mimetischen Illusionismus und der linearen Perspektive verpflichtet – im Westen hergestellt wurden und auf verschiedenen Kontinenten zirkulierten. Dabei zeigt gerade das Beispiel des Umgangs mit Fragen der Perspektive im Edo-Japan, die der Beitrag von Yoriko Kobayashi-Sato und Mia M. Mochizuki untersucht, wie gekonnt und eigenständig japanische Maler und Drucker mit dieser europäischen Errungenschaft umgingen, die den Bedürfnissen eines beweglichen Standpunkts nicht entsprach und daher als Repräsentationssystem nicht völlig zu